

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 32

Artikel: Die Bundesfeier in Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Die Oberschwester hat telephonierte und da habe ich es gehört“, erklärte Frau Steinbach. „Man hört da oft sehr interessante Dinge, wenn man aufpaßt.“

Thea nahm sich vor, gleich nachher die Schwester zu warnen. Jede Aufregung aus aufgefangenen Gesprächen mußte den Patientinnen erspart bleiben.

„Sonderbar, daß Professor Krufius die Operation mißglückt ist“, meinte Frau Steinbach. „Er ist also auch nicht unfehlbar, und ich danke Gott, daß mir die Operation erspart geblieben ist.“

In Theas Augen war ein Funkeln.

„Sie haben keinen Anlaß, Professor Krufius herabzusetzen, Frau Steinbach“, sagte sie ruhig. „Er ist sehr gut zu Ihnen gewesen und — —“

„Ja, ja, gewiß. Ich wollte ihm auch keinen Vorwurf machen. Ich meinte nur so.“

Thea zuckte die Achseln und ging hinaus.

Beim Essen im Restaurant waren mehrere Kollegen und Kolleginnen anwesend, und das Gespräch drehte sich ganz allgemein um Professor Krufius.

„Es ist ein schwerer Schlag für den Chef“, sagte der Oberarzt. „Sein schlimmster Feind hätte ihm das nicht wünschen mögen. Nun, er hat seine Arbeit und seinen Pflichtenkreis, und er wird Trost darin finden.“

Trost! Ob er wohl Trost in seiner Arbeit finden würde, dachte Thea. Sie wünschte es ihm von Herzen.

Eine Kollegin fragte Thea um ihre Ansicht. Sie sei doch bei der Einlieferung der Patientin anwesend gewesen. Ob denn die Verletzung tatsächlich so schwer gewesen sei, daß die Operation aussichtslos sein mußte? Oder ob Krufius' Nervosität...?

Thea merkte die Spitze hinter den Worten und erwiderte:

„Wenn Sie derartiges vermuten, dann fragen Sie doch bitte Professor Merkholz und die anderen. Jeder wird Ihnen bestätigen, daß Professor Krufius selten so gut in Form war wie heute früh. Nein, seine Nerven haben nicht versagt. Es ist ihm nicht der geringste Vorwurf zu machen.“

„Entschuldigen Sie nur, Hansen“, meinte die Kollegin, „es lag mir fern, eine Anklage zu formulieren, und ich freue mich, eine so berechte Fürsprecherin in Ihnen zu finden. Sie waren ja immer seine Favoritin...“

Und der Oberarzt, der diese Bemerkung gehört hatte, sagte im scharfen Ton über den Tisch:

„Reden Sie keinen Unsinn, Kollegin. Sie wissen so genau wie jeder von uns, daß Krufius niemanden bevorzugt. Unsere verehrte Kollegin Hansen hat übrigens recht, die Operation ist glänzend verlaufen. Er ist das Opfer einer Tragödie, und wir bedauern das alle. Und nun“, schloß er energisch, „wollen wir von etwas anderem sprechen.“

Fortsetzung, folgt.

Die Bundesfeier in Bern

begann eigentlich bereits mittags 12 Uhr auf dem Bundesplatz, wo sich eine Bataillionsmusik vor ihrer Fahne aufstellte und ihre besten Stücke in das strahlende Himmelsblau hinaufschmettete. Von allen Seiten kamen, kaum waren die ersten Töne erklingen, die Leute sowie der halbe Bundesrat herbeigeströmt, um dieses klingende Hors d'oeuvre riche begeistert mitzugenießen. Die Stadt prangte in ihrem reichsten Blumen- und Flaggenschmuck, und die Sonne schien, als wollte sie ihre fortgesetzten Unterlassungssünden der letzten Zeit mit ihrer ganzen Energie und Wärme auf einmal wieder gutmachen.

Schon mindestens eine Stunde zum voraus begann sich der Münsterplatz zu füllen, und als dann Punkt 17 Uhr die traditionellen 22 Kanonenschüsse des Artillerievereins erdröhnten, staute sich die Volksmenge bis weit in die Herrengasse und Keflergasse hinein. Das Münsterhauptportal versuchte seine 4000 Sandfäcke möglichst hinter gut eidgenössischem und bernischem Fahnentuch zu tarnen. Davor scharte sich der mächtige Fahnenwald der Vereine und Zünfte um die Rednerkanzel — ein auserlesen farbenfrohes Bild, zu dem Sonne und Wind noch ihren ganz besonderen Segen beitrugen. Durch das ausgerechnet mitten auf dem Platz domizillierte Erlachdenkmal wurde dieser Genuß leider für gar viele Zuschauer wesentlich beeinträchtigt, in zwei Teile geschnitten. Die offizielle Feier umfaßte Vorträge der Stadtmusik, der Männerchöre des Kreisgesangsverbandes, der Infanterierekrutenschule II/3, sowie des Spiels dieser Schule. Die unpathetische Rede des Stadtpräsidenten Dr. Bärtschi bestach gerade durch das, was so vielen Festreden mangelt: Der tiefere Sinn und Gehalt. Dem Wunsche der Landesregierung entsprechend verlas das bernische Stadtoberhaupt zuerst die wesentlichen Teile des Bundesbriefes von 1291, um sich sodann kritisch und doch zukunftsgläubig mit den Grundformen des staatlichen Lebens auseinanderzusetzen und den Sinn des genossenschaftlichen Gedankens zu preisen, der unsern Volksstaat geformt hat. Wir müssen uns selber treu bleiben — der eidgenössische Brudersinn, der unser Land aus mancher Gefahr gerettet hat, wird auch die heute sich vor uns auftürmenden gewaltigen Schwierigkeiten überwin-

den, wenn wir uns geschlossen als ein Volk hinter die Landesregierung stellen.

Bern, auf dessen Initiative hin am 1. August 1891 der Gründungstag der Eidgenossenschaft zum erstenmal in der ganzen Schweiz festlich begangen wurde, ging auch vor mehreren Jahren wieder mit dem guten Beispiel voran, von diesem Tag an regelmäßig die jungen Staatsbürger, die im laufenden Jahr die Volljährigkeit erreichen, feierlich ins Aktiobürgerrecht aufzunehmen. Diesmal war der Jahrgang 1920 an der Reihe, und zwar zum erstenmal nicht nur die jungen Männer, sondern auch ihre Altersgenossinnen — zusammen 1800 (mit elf weiteren Gemeinden des Kantons etwa 3500), denen der Stadtpräsident eine besondere Ansprache widmete, worin er den Jünglingen (die fast zur Hälfte im Wehrkleid erschienen waren) die ihnen nun zustehenden politischen Rechte erläuterte und die Mädchen auf die Rechte hinwies, die ihnen die Gemeinde einräumt. — Zuguterletzt vollzogen zwanzig Trachtenmeisterscheni mit kräftigem Handschlag die Uebergabe des Bürgerbriefes. Außer der Gemeindeordnung erhielten die Jungbürger auch noch Arnold Jaggis „Wir Eidgenossen“ und die Jungbürgerinnen die Schrift „Du Schweizerfrau“.

Unter den Klängen von „O mein Heimatland“ zerstreute sich der größte Teil der Menge, die andern blieben sitzen, weitere kamen dazu — und schließlich begann sogar, wenn auch mit gehöriger Verspätung, die erste Vorstellung des Bundesfeierspiels „Grauholz und Neuenegg“, das Alfred Fankhauser eigens für diesen Zweck geschrieben hat. Dieses Spiel vom Untergang des alten Bern, das durch seine natürliche Sprache, durch klare gedankliche Formulierung und seine vielen Beziehungen zur Gegenwart ergriff, zeigte, packend gestaltet, die dramatische Auseinandersetzung zwischen Selbstvertrauen und Defaitismus und als Quintessenz die Lösung: Kampf bis zum äußersten, Kampf um jeden Preis. — Zum Nachtsich gab's grün-rote bengalische Beleuchtung des Narebeckens und allgemeines Gekucke bei denen, die den reichlich entwickelten Schwefeldämpfen zu nahe kamen, sowie Flutlichtbestrahlung der öffentlichen Gebäude.

th.